B67-3654

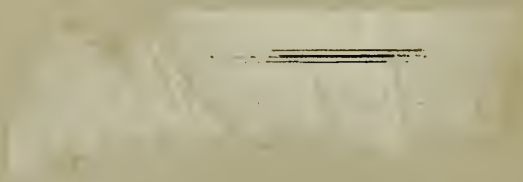
Die Genesis der Bismarckschen Aera und ihr Ziel.

Von

Constantin Frantz.

München 1874.
Druck und Verlag des Literar. Instituts von Dr. M. Huttler.

XXIV
116



Die Genesis

der Bismarckschen Aera

und ihr Ziel.

Von

Constantin Frantz.

München 1874.
Druck und Verlag des Literar. Instituts von Dr. M. Huttler.

So untrennbar auch der heutige Zustand mit dem Namen Bismarck verbunden sein mag, in der Hauptsache hat dieser Mann doch nur ausgeführt, wozu schon lange vorher der Grund gelegt war. Und es ist von Wichtigkeit, dies klar zu erkennen. Nicht bloß um der historischen Wahrheit willen, sondern noch mehr um des praktischen Interesses willen, welches vor allem diejenigen daran haben müssen, welche die Schöpfungen von 1866 als verfehlt und unheilvoll betrachten. Nun gibt es aber, und zumal in den annectirten Ländern, noch immer viele, gewiß sehr ehrenwerthe nur leider sehr kurzsichtige und befangene Leute, welche die Dinge gerade so auffassen, als wäre 1866 wie ein Blitz aus heiterm Himmel gekommen, welcher Blitz dann wohl eigentlich aus dem Wollen und Denken des Hrn. v. Bismarck hervorging. Wäre dieser Blitz nur nicht gekommen, so meinen sie, es würde dann alles noch gut stehen. In Wirklichkeit hingegen war der Zustand vor 1866 selbst durchaus kein befriedigender gewesen, und so gewiß die Ereignisse von 66 aus viel tieferen Ursachen entsprangen, als aus bloß persönlichen Tendenzen und momentanen Combinationen, so wäre auch durch eine Rückkehr zu dem früheren Zustande — wenn eine solche überhaupt möglich wäre — doch nur wenig geholfen. Es würden vielmehr erst noch tiefgreifende Veränderungen dazu gehören, wenn Deutschland jemals zu einem befriedigenden Zustande gelangen sollte. Um deswillen werden wir jetzt zeigen, wie tief die Wurzeln der Ereignisse von 66 wirklich hinabreichen. Und zwar in der Weise, daß wir zunächst an das unmittelbar Vorhergegangene anknüpfen, dessen Betrachtung uns dann aber ganz von selbst immer weiter zurückführen wird.

I.

Wir beginnen daher mit dem preußischen Verfassungsconflict, zu dessen Bewältigung, wie man sich erinnern wird, Hr. v. Bismarck ganz vorzugsweise berufen war, und der dadurch der erste Hebel zu dem Emporkommen dieses Mannes werden sollte. Das führt uns weiter auf die sogenannte „neue Aera", deren Hinterlassenschaft wieder eben der Conflict bildete. Wie stand es nun damit und woraus war er entsprungen?

Wesentlich aus der inneren Unwahrhaftigkeit, mit der man bei der Militärreorganisation zu Werke gegangen war, da nach Erklärung des Ministeriums nur eine zeitweilige Verstärkung der Armee stattfinden sollte, und nur unter diesem Titel die erforderlichen Mittel dazu bewilligt waren, indessen vielmehr eine organische Umbildung eintrat, die von Anfang an auf ein Definitivum berechnet war, welches dann hinterher als eine vollendete Thatsache vorlag. Ein böses Omen, daß also diese neue Organisation durch eine Täuschung zu Stande kam! So lag denn auch der Fluch darauf, daß ihre erste große Probe der deutsche Bruderkrieg sein mußte, der selbst wieder mit der Täuschung begann, daß preußische Staatsinteressen für deutsche Nationalinteressen ausgegeben wurden. Gleichwohl hatte die im Abgeordnetenhause herrschende liberale Partei kein Recht, sich über die Täuschung zu beklagen, weil sie von Anfang an sehr wohl wußte, was in Wirklichkeit vorging. Sie that nur so, als ob sie es nicht wüßte, in der Hoffnung, durch solche der Regierung bewiesene Willfährigkeit ihre eigene Stellung zu befestigen, und dafür um so mehr liberale Concessionen einzutauschen. Erst als statt des erwarteten Erfolges das Gegentheil eintrat, indem das liberale Ministerium selbst entlassen wurde, wollte sie ihre frühere Bewilligung wieder zurücknehmen, nun vielmehr als Wächter des constitutionellen Budgetrechtes auftretend. Und das gab den Conflict. So hatte die liberale Partei gehandelt, schon damals dieselbe innere Nichtigkeit ihres Wesens bekundend, wovon ihr Verhalten nach dem Kriege von 66 nur ein anderer Ausdruck war. In beiden Fällen kam es ihr ja nur auf den Erfolg an, Recht und Wahrheit waren in ihrem Munde ebenso hohle Worte

als die Freiheit, welche sie zum Panier erhob. Innere Unwahrheit ist darum der rothe Faden, der sich von da an durch die ganze weitere Entwicklung hindurchzieht, und je mehr und mehr zu einem förmlichen System der Täuschung führte.

Das wäre das erste. Wir müssen aber die „neue Aera" noch näher betrachten. Es steckte im Grunde genommen schon ganz 66 darin, nur daß den damaligen Staatslenkern die Energie und der Muth des Handelns fehlte, das Gelüste danach fehlte ihnen nicht. Waren sie doch Gothaer und zumeist dieselben Leute, welche vordem ihr Probestück an der Unionspolitik gemacht. Seit dem Scheitern derselben hatten sie sich von der politischen Bühne zurückgezogen, im Stillen aber an ihren alten Plänen festgehalten, und ihre alten Verbindungen fortgesetzt, nicht ohne Talent für kleine persönliche Intriguen, das muß man ihnen zugestehen. In einem Wochenblatt hatten sie sich zu dem Ende in Berlin ein eigenes Organ gegründet. „Revanche für Olmütz" war darin das Hauptthema. Daneben dann der vulgäre Liberalismus und Constitutionalismus, und auf Grund dessen eine fortlaufende Bekrittelung der damaligen Regierung, womit sie vor allem beabsichtigten, in gewissen höheren Kreisen die Meinung zu erregen oder zu erhalten, als ob sie die Männer wären, die, wenn sie nur die Gewalt in die Hand bekämen, alsbald Preußen zu einer ganz neuen Machtstellung erheben würden. Auf einen Regierungswechsel speculirend, hatten sie schon im voraus die Ministerien und Gesandtschaften unter sich vertheilt. Mit der Einrichtung der Regentschaft sahen sie sich am Ziele ihrer Wünsche. Verabredetermaßen bestiegen sie die curulischen Sessel, und natürlich fehlten auch die Gehilfen nicht, wodurch es ihnen zugleich gelang, sich eine entsprechende Majorität im Abgeordnetenhause zu verschaffen, deren Stimmführer mit dem Gouvernement ein Herz und eine Seele waren, so daß sich nun alles Fragliche hinter den Coulissen abmachen ließ.

Ein Cliquenwesen ohne gleichen that sich damit auf, aber auch eine wahre Blumenlese von Halbköpfen, die gleichwohl mit den überschwenglichsten Ansprüchen und Verheißungen auftraten, wie sie denn auch von dem großen liberalen Haufen mit dem rauschendsten Beifall empfangen wurden. Diese Bankrottierer

von 49 und 50! Aber kein Gedanke an ihre Antecedenzien, sondern eine „neue Aera" wollten und sollten sie begründen, „moralische Eroberungen" waren im voraus angekündigt. Ja, so weit ging der Schwindel, daß man sogar in Hrn. v. Schleinitz, als dem Minister des Auswärtigen, einen „neuen Richelieu" erblickte, woneben dann als der dazu gehörige „Pater Joseph" der Unterstaatssekretair v. Gruner figurirte. Nun, der Mann mag sich wohl selbst darüber gewundert haben, mit diesem famosen Pater verglichen zu werden, der einst eine so große Rolle gespielt. Was aber den neuen Richelieu anbetrifft, so war er just derselbe Mann, der zur Zeit der Union den politischen Karren dermaßen in den Dreck geschoben hatte, daß er, weder rückwärts noch vorwärts könnend, damals nichts Besseres wußte, als sich selbst zu verabschieden, und der auch jetzt wieder eine solche Reihe von Bêtisen folgen ließ, daß das unvermeidliche Ende nur ein gänzliches Fiasco sein konnte.

Insoweit jedoch hatte es mit der neuen Aera seine gute Richtigkeit, daß wirklich ein brüskes Abbrechen mit der unmittelbaren Vergangenheit stattfand. Die seit der Reaction im Jahre 50 emporgekommenen Maximen sollten auf einmal wieder verlassen, der daraus hervorgegangene Zustand womöglich wieder beseitigt werden. Nicht nur in Preußen sollte das geschehen, sondern auch im deutschen Bunde, wo doch alles, was inzwischen geschehen, mit Zustimmung wie mit Hilfe Preußens selbst geschehen war. Hieß das nicht, daß Preußen ganz Deutschland nur wie eine unselbständige Masse ansah, die ihre Impulse von Berlin zu empfangen habe? Wird da der „Bruch mit der Revolution" proclamirt, so muß auch in ganz Deutschland gebrochen werden, und wird hingegen „neue Aera" proclamirt, so muß sich auch ganz Deutschland erneuern.

Am auffallendsten zeigte sich das an den Streitigkeiten in Kurhessen. Da war bekanntlich der frühere Verfassungszustand von Bundeswegen beseitigt, und zwar unter Leitung der beiden Großmächte. Von Seiten Oesterreichs hatte dabei als Bundescommissär ein Graf von Leiningen fungirt, von Seiten Preußens Hr. v. Uhden. Jener, als ein wohl eben so wenig geschäfts-

kundiger als geschäftslustiger Cavalier, hatte das ganze Materielle der Sache seinem geschäftskundigen preußischen Collegen überlassen, so daß die infolge dessen in Kurhessen getroffenen Veränderungen ganz vorzugsweise als ein preußisches Werk gelten mußten. Und trotzdem war es nun gerade Preußen, welches das damals Geschehene wieder rückgängig gemacht haben wollte. Gerade als ob der Kurstaat ein preußisches Vasallenland wäre, wo sich immer alles nach dem von Berlin her wehenden Winde zu drehen hätte! So bedeutete dieses Verfahren im Grunde genommen weit mehr als der famose Feldjäger, den später Hr. v. Bismarck nach Kassel schickte.

War die neue Aera nichts anders, als die Rehabilitirung des Gothaismus, so war damit von vornherein auch wieder die Spannung mit Oesterreich gegeben. Das allein machte dann das napoleonische Unternehmen in Italien möglich. Und wie sehr darauf wieder das Unternehmen von 66 beruhte, bedarf keiner Worte. Absichtlich oder unabsichtlich — die neue Aera hatte es in aller Weise vorbereitet. Zunächst aber sollte der neue Richelieu sich gründlich verrechnen. Er gedachte in dem italienischen Kriege eine große Vermittlerrolle zu spielen, nachdem nur erst die beiden streitenden Mächte sich genügend geschwächt haben würden. Darum mußte natürlich mobilisirt werden, um hinterher mit gewaffneter Hand den Frieden dictiren zu können. Doch siehe da: als man eben noch im besten Mobilisiren war, hatten die streitenden Mächte schon selbst ihren Frieden von Villafranca vermittelt, wie dies auch leicht vorauszusehen gewesen wäre, ohne daß gerade ein Richelieu dazu gehörte.*) Die Mobilisirung war nun freilich de la moutarde après le dîner, und Preußen hatte durch sein Vermittlenwollen, wo verständigerweise überhaupt nichts zu vermittlen war, nichts weiter erreicht, als es zugleich mit beiden Theilen zu verderben, und sich selbst gewissermaßen ein Ridicül zu bereiten.

War also der Vermittlungsprofit ausgeblieben, so mußte man das Ding anders angreifen, da die Sache doch schlechterdings

*) Der Verfasser hatte es seiner Zeit vorhergesagt.

mit einem Profit für Preußen endigen sollte. Das geschah durch den sogenannten Nationalverein, der sich sogleich nach dem Kriege bildete, und offenbar nichts anderes als der Vorläufer des heutigen Nationalliberalismus war, mit welchem er genau dasselbe Ziel verfolgte. Nur sollte es ohne Blut und Eisen, bloß durch populäre Agitationen erreicht werden. Weil es aber wirklich bei dem bloßen Agitiren blieb, ließen die deutschen Staaten sich dadurch doch nicht so einschüchtern, als daß sie um deswillen auf die kleindeutschen Projecte eingegangen wären. Richelieu II. hatte sich abermals verrechnet, denn statt daß dadurch der preußische Einfluß in Deutschland befördert wäre, wuchs nur die Verstimmung der übrigen deutschen Regierungen gegen Preußen. In der deutschen Nation aber konnte man durch solche schwächlichen Velleitäten, denen hinterher jede thatkräftige Aeußerung fehlte, auch nicht an Achtung gewinnen. Und in Preußen selbst hatten die anfänglich erregten hohen Erwartungen, während in Wirklichkeit nichts von einiger Erheblichkeit geschah, zuletzt nur Mißachtung und Mißstimmung hervorgerufen, so daß als einziges Resultat noch der Conflict blieb.

Da trat nun Hr. v. Bismarck auf. Je tiefer das Ansehen der Regierung im eignen Lande, und je tiefer das Ansehen des Staates in Deutschland wie in Europa gesunken war, um so mehr wollte er beides um jeden Preis wieder herstellen. Seine rücksichtslose Energie war in gewissem Sinn die natürliche Reaction gegen die vorangegangene Schwäche. Was er dann aber durch Blut und Eisen ausgeführt, — gewollt hatte das in der Hauptsache schon die neue Aera, und das Gelüste dazu ebenso selbst verrathen, als bei anderen angeregt. Herzlich gern hätten die Leute eine Revolution gemacht, es sollte aber die Revolution „in Schlafrock und Pantoffeln sein," wie einst Hr. v. Manteuffel gesagt, und zu erobern gedachten sie auch, aber in höchst moralischer Weise. Hr. v. Bismarck meinte: das gehe eben nicht, sondern wer den Zweck wolle, müsse auch die Mittel wollen, und das wird ihm Niemand bestreiten.

II.

Kann man die Wendung von 1866 als den gemeinsamen Bankrott des preußischen Liberalismus wie des preußischen Conservatismus bezeichnen, indem da beide Parteien nur noch darin wetteiferten, alle ihre bisherigen Principien auf dem Altare des Erfolges zu opfern, — und kann hingegen das Endresultat der neuen Aera als der vorangegange specielle Bankrott des preußischen Liberalismus bezeichnet werden, so war diesem selbst wieder der specielle Bankrott des preußischen Conservatismus vorangegangen. Das nämlich war der Ausgang des Ministeriums Manteuffel gewesen. Und gerade wie die bismarckische Aera in gewissem Sinne die Reaction gegen die „neue" Aera bildete, so konnte diese wiederum als die Reaction gegen die manteuffelsche Aera angesehen werden. Der damals gewaltsam eingedämmte Liberalismus brach eben plötzlich wieder hervor. Und es konnte dies um so eher geschehen, je unhaltbarer wirklich die Dämme waren, die der Conservatismus dagegen errichtet hatte.

Das muß man wohl berücksichtigen, um die große moralische Katastrophe von 66 nur überhaupt begreiflich zu finden. Der sich damals prostituirende Conservatismus und Liberalismus hatte in der That schon vorher sich selbst so ruinirt, daß von beiden Ismen nur noch Sophismen blieben. Ja, es war mit beiden von Anfang an nichts Rechtes gewesen. Darum konnte die auf den Liberalismus basirte „neue Aera" auch nur die innere Nichtigkeit desselben zur Offenbarung bringen. Sehen wir jetzt, wie es mit dem Conservatismus stand, der bis dahin regiert hatte.

Was war es denn im Herbst 48 groß gewesen, daß die ebenso schwatzhafte als anmaßliche Nationalversammlung aufgelöst und heimgeschickt wurde, wenn man doch unmittelbar darauf im Wesentlichen ganz dieselbe Constitution proclamirte, welche diese Versammlung entworfen hatte? Das war so wenig ein Bruch mit der Revolution, daß vielmehr diese Verfassung selbst das System der Revolution repräsentirte. Will sagen: den Bruch mit der bisherigen preußischen Entwickelung. Auf solcher Basis, wie sie diese neue Verfassung bot, ein conservatives System ausbilden zu wollen, war die reine contradictio in adjecto, weil in

der neuen Verfassung vielmehr die Principien des Liberalismus steckten. Damit war dieser Conservatismus schon von Anfang an nichts weiter als eine bloße Velleität, ähnlich wie später der Liberalismus der neuen Aera auch nicht über Velleitäten hinaus kam.

Hatte einmal der Conservatismus die liberale Verfassungsschablone acceptirt, so war damit auch seine eigene Impotenz ausgesprochen. Er mußte von Rechtswegen den Liberalismus als seinen Meister anerkennen. Daß er aber gleichwohl selbst den Meister spielen wollte, konnte nur auf ein System von Täuschungen hinauslaufen. Denn kein Meister ohne Meisterstück, und was hätte wohl der preußische Conservatismus als solches aufzuweisen vermocht? Wären es etwa die fortgesetzten Verfassungsrevisionen gewesen, wodurch man den Liberalismus gewissermaßen castriren wollte, indessen doch der Grundriß der Verfassung unverändert derselbe blieb? Das Dreiclassen-Wahlgesetz, worüber hinterher sogar der Reichskanzler feierlich den Stab gebrochen, wird ebenso wenig als ein Meisterstück gelten sollen. Oder wäre es vielleicht die Schöpfung des feudalen Herrenhauses gewesen, welches neben dem liberalen Abgeordnetenhause ganz buchstäblich als die lebendige contradictio in adjecto figurirte? Oder endlich die Reactivirung der alten Kreis- und Provinzialstände, die zu der modernen Constitution auch wieder nur die handgreiflichste contradictio bildeten, wie sie auch thatsächlich nie zu einer entscheidenden Wirksamkeit gelangten? Ei, wenn man noch diese alte Ständeverfassung, deren Unangemessenheit zu den wirklichen Gesellschaftsverhältnissen doch unbestreitbar war, zuvor gehörig reformirt und dann als Grundlage benutzt hätte, um dadurch zu einem neuen Zustand zu gelangen, wodurch der Constitutionalismus hinterher wieder absorbirt werden konnte, — das wäre wohl etwas gewesen! Man hat aber nichts zu organisiren vermocht, sei es, daß die Einsicht oder der Muth, oder daß beides zugleich dazu fehlte. Und weil man doch schlechterdings conservativ sein wollte, indessen die anerkannte Verfassung vielmehr auf dem Boden des Liberalismus stand, so wußte man nur ein System gouvernementaler Practiken in Scene zu setzen, die, ohne irgend welchen positiven Gehalt, außer etwa die Begünstigung des Junker-

thums, lediglich dazu bestimmt waren, den Liberalismus lahm zu legen. Oder richtiger gesagt: ein System konnte das gar nicht genannt werden, was nichts als ein Convolut sich selbst widersprechender Velleitäten war, und auf eine so geistlose Polizeiwirthschaft hinauslief, daß es den besseren Elementen des Conservatismus allmählig selbst zuwider wurde, und seine endliche Beseitigung kaum von irgend Jemand beklagt sein dürfte.

Sieht man diesem Verhalten des Ministeriums Manteuffel auf den Grund, so leuchtet offenbar die Ansicht daraus hervor, daß auf organische Institutionen überhaupt wenig ankomme, sondern die Hauptsache der gouvernementale Mechanismus sei, nebst der Kunst denselben zu handhaben, und dadurch auch die organischen Institutionen selbst für die jeweiligen gouvernementalen Zwecke auszunutzen. Was war dann also für Noth, sobald man nur erst entdeckt hatte, welche vortreffliche Geldbewilligungsanstalt sich aus dem constitutionellen Kammerwesen machen ließ, und wie ungefährlich es doch sei, sobald man sich nur eine „Landrathskammer" zu verschaffen wüßte, die gleichwohl immer noch gut genug dazu blieb, daß die Regierung zugleich ihre Verantwortlichkeit auf dieselbe abwälzen konnte. Ob solche Verfassung auch eine innere Wahrheit habe, oder selbst nur: ob sie an und für sich haltbar sei? — darüber kein Kummer, so lange sich nur damit regieren ließ. Das war in dieser Hinsicht die Denkweise des Hrn. v. Manteuffel.

Und was sehen wir denn heute? Die Schöpfungen des Hrn. v. Bismarck sind ganz derselben Denkweise entsprungen. Daß die Reichsverfassung, wie sie an sich selbst voll inneren Widerspruchs ist, so auch in dem flagrantesten Widerspruch zu den Landesverfassungen steht, — darüber mag sich die graue Theorie abhärmen, er hingegen liebt sich die fette grüne Weide. Dient die Verfassung seinen Zwecken, so leistet sie auch alles, was er von einer Verfassung verlangt. Sollte sie einmal nicht mehr dienlich erscheinen, — nun, kommt Zeit kommt Rath, ein Weilchen geht's wohl noch, après nous le déluge.

Betrachten wir hiernach die auswärtige Politik, und insbesondere das Verhältniß zu Deutschland, so werden sich auch

dort weit mehr Analogien finden, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Hr. v. Manteuffel selbst hatte die Unionspolitik mitgemacht, welche doch ungefähr auf dieselbe kleindeutsche Idee hinauslief, welche heute ausgeführt ist. Erst als die damaligen Projecte sich, den Umständen nach, als unhaltbar erwiesen, war er nach Olmütz gegangen. Immerhin etwas, was wir ihm hoch anrechnen müssen, denn es hat uns damals vor dem Bruderkrieg bewahrt. Und es gehörte allerdings Muth dazu, diesen Schritt zu thun, aber doch nur der passive Muth der Entsagung. Natürlich war damit bloß ein negatives Resultat erreicht, wobei die deutsche Frage so ungelöst blieb, als sie vordem gewesen. Er hat dann für die Lösung derselben so wenig gethan, daß er vielmehr von da an sich auf rein preußische Zwecke zurückzog. Gerade als ob eine deutsche Frage als solche gar nicht mehr existirte, und Deutschland für Preußen nur in so weit in Betracht käme, als es sich dabei um preußische Interessen handelte, und resp. etwas für Preußen zu gewinnen wäre.

Zeuge dessen nicht minder die Erwerbung der hohenzollerschen Lande, wie die Erwerbung des Hafens an der Jahde, und zuletzt die Besatzung in Rastadt, die zu ihrer Zeit so viel Staub aufwirbelte. Im deutschen Interesse lag das alles nicht. Es vermehrte unvermeidlich die Eifersucht gegen Preußen, wodurch ein vertrauensvolles Zusammenwirken aller Bundesstaaten unmöglich wurde. Darauf aber hinzuwirken hätte für Preußen die oberste Maxime einer wahrhaft deutschen Politik sein müssen. Am wichtigsten war unter diesem Gesichtspunkte das Verhältniß zu Oesterreich, womit es leider mißlich genug stand. Trotz Olmütz konnte sich kein rechtes Vertrauen herstellen, vielmehr steigerte sich hinterher wieder die Rivalität und die Entfremdung. Infolge des Krimkrieges kam es dahin, daß Preußen weit inniger mit Rußland verbunden war, und zuletzt selbst mit Frankreich, als mit Oesterreich, welches fast als der Erbfeind galt. Begreiflich genug, wie jene beiden Mächte beflissen waren, diese Spannung zu erhalten und ihr wo möglich immer neue Nahrung zu geben. Denn das in sich selbst entzweite Deutschland verlor damit jeden Einfluß auf die europäische Politik, ohne daß doch andrerseits

Preußen einen wirklichen Vortheil daraus gezogen hätte. Es war einigermaßen der Düpe gewesen.

Bemerkenswerth ist dabei, welchen Einfluß damals in Berlin eine sonst ganz obscure Persönlichkeit gewann. Es war der Jude Lewinstein, der sich dergestalt in das Vertrauen des Hrn. v. Manteuffel einzudrängen gewußt hatte, daß ohne seinen Beirath fast nichts mehr geschah. In den gouvernementalen Kreisen war das allbekannt. Wie hätte es der Diplomatie unbekannt bleiben sollen? Louis Napoleon wußte es auch, und hielt darum den Mann für wichtig genug, um ihn mit einem Handschreiben und einer goldenen Dose zu beehren. Zu um so größerem Ruhme des Hrn. Lewinstein verkündigten das die Zeitungen. Welch ein Licht aber fällt dadurch auf die manteuffelsche Politik, daß sie unter solchem Einfluß stand! Denn was für deutsche Ideen möchten das wohl gewesen sein, die sich im Gehirn dieses Juden entwickelten? Es scheint wohl, sie dürften von den Ideen des heutigen Nationalliberalismus nicht gar sehr verschieden gewesen sein, als welchem ja ebenfalls jüdische Capacitäten für die geeignetsten Repräsentanten des deutschen Geistes gelten.

Allbekannt ist endlich, daß es gerade das Ministerium Manteuffel war, unter welchem Hr. v. Bismarck seine Laufbahn begann, und zwar gerade als Bundestagsgesandter. Selbstverständlich, daß er als solcher in Uebereinstimmung mit den Tendenzen seines Chefs handeln mußte, gleichviel, ob er etwa selbst mehr dem Minister die Direction gegeben, als sie von ihm empfangen hätte, was wir dahin gestellt sein lassen. Wie aber Hr. v. Bismarck über die Bundesentwickelung dachte, trat schon damals erkennbar genug hervor. Am auffallendsten in der rastadter Besatzungsfrage, wo ihm das geflügelte Wort entfahren sein soll: er würde in Rastadt lieber Franzosen als Oesterreicher sehen. So wenigstens wurde damals berichtet, und diese Aeußerung, unseres Wissens, nicht dementirt. Hr. v. Manteuffel freilich würde niemals so gesprochen haben, was soll man aber davon denken, wenn doch der Bundesgesandte so sprach?

Der war eben eine ganz anders angelegte Natur. In demselben Maße unumwunden in seinen Aeußerungen, und dabei

auf große Entwürfe gerichtet und für ein keckes Dareinschlagen gestimmt, als jener hingegen zurückhaltend, vorsichtig und für weitreichende Ideen wenig empfänglich war. Und auf diesen persönlichen Eigenschaften dürfte zum guten Theil der Unterschied beruhen zwischen dem, was seiner Zeit Hr. v. Manteuffel, und was später Hr. v. Bismarck that. Doch muß man andrerseits auch die Veränderung der äußeren Constellationen berücksichtigen, welche die Unternehmungen des Hrn. v. Bismarck allererst möglich machte. Seine persönliche Thatkraft allein hätte es bei weitem nicht gethan. Denn wie ganz anders würde im Jahre 64 die schleswig-holsteinische Sache verlaufen sein, woran sich alle seine späteren Erfolge knüpften, hätte damals noch die entente cordiale zwischen Frankreich und England bestanden, die vordem jeder etwaigen Action der preußischen Politik erheblich im Wege stand? Dieses Hinderniß war nun verschwunden, da die entente cordiale seit dem mexicanischen Unternehmen sich selbst aufgelöst hatte, während zugleich Oesterreich durch den italienischen Krieg geschwächt war. Beides ohne Zuthun des Hrn. v. Bismarck, der sich dabei nur rühmen kann, die dadurch geschaffene günstigere Lage nach Möglichkeit ausgenutzt zu haben, so daß der Unterschied zwischen der bismarckschen und der manteuffelschen Politik in dieser Hinsicht mehr in den Umständen als in den Persönlichkeiten liegen würde.

Gewiß, Hr. v. Manteuffel hätte den alten Bund nicht gesprengt, noch deutsche Fürsten depossedirt, noch die heutige Reichsverfassung errichtet. Nachdem das aber einmal geschehen, — wie hat er sich denn persönlich zu den Ereignissen gestellt? Als Mitglied des Herrenhauses war er ja dazu berufen, sein Votum darüber abzugeben, und wegen seiner früheren Stellung wäre gerade sein Votum von höchster Wichtigkeit gewesen Vor allem als ein Zeugniß für seine eigene Politik, wie man es wohl von einem Mann erwarten durfte, der ein Decennium hindurch an der Spitze der Geschäfte gestanden. Gleichwohl hat man nichts darüber vernommen, und es ist ein altes Wort: qui tacet consentire videtur. Zwar nur videtur, — und mehr mag es hier nicht sein, — aber warum sich dem Schein des consensus aussetzen, wenn im Herzen

vielmehr der dissensus läge? Geschähe es etwa in der Meinung, daß ein guter Preuße, wo große Staatsinteressen auf dem Spiele ständen, über Recht und Wahrheit hinwegsehen und daher schweigen müsse, sobald einmal vollendete Thatsachen vorlägen? Nun, das hieße eben die Staatsraison zum entscheidenden Princip machen, und das ist principiell nichts anderes, als der Standpunkt des Hrn. v. Bismarck.

III.

Der Geist des Ministeriums Manteuffel war keineswegs der Geist Friedrich Wilhelm's IV., von welchem wir darum noch besonders zu reden haben. Dieser König hatte in der ersten Periode seiner Regierung seine persönlichen Intentionen ohne Rückhalt zu erkennen gegeben, nach 48 aber trat seine Persönlichkeit je mehr und mehr in den Hintergrund. Die Ereignisse hatten ihn offenbar überwältigt und innerlich gebrochen. Er mußte geschehen lassen, was zu ändern er sich zu schwach fühlte, und was ihm doch im Grunde des Herzens zuwider blieb. Ein regelrechter constitutioneller König wurde er zwar auch jetzt nicht, allein in der Hauptsache ging es doch nicht viel anders, als daß er eben regieren ließ. So wenig sympathisch ihm dabei das nüchterne büreaukratische Wesen des Hrn. v. Manteuffel war, so unentbehrlich war ihm doch der Mann geworden. Selbst der fortwährende Einfluß so mancher dem Könige viel näher stehenden Leute vermochte schließlich nichts dagegen; zumal auch Hr. v. Manteuffel sich nöthigenfalls fügsam genug zeigte, um es zu keinem Bruch kommen zu lassen, und überhaupt dem Könige nie mit großen Ansprüchen entgegen trat.

War Hr. v. Manteuffel von Haus aus rein preußisch gesinnt, so war hingegen sein König wirklich von deutschen Ideen erfüllt gewesen. Das Unglück lag nur in der Unklarheit seines Denkens, wie in der mangelnden Festigkeit seines Willens, infolge dessen er weder die rechten Mittel und Wege zu finden, noch seinen eigenen Standpunkt zu behaupten wußte. Vielmehr gerieth er wiederholt mit sich selbst in Widerspruch. So war es zwar seinem Standpunkte gemäß, daß er die ihm angebotene Kaiserkrone ab-

lehnte, allein sein Standpunkt hätte noch weit mehr gefordert: sich von vornherein gegen das Project zu erklären und es gar nicht zu einer Kaiserwahl kommen zu lassen. Von welcher Wichtigkeit wäre das gewesen! Statt dessen hatte die spätere Ablehnung nur die Folge, daß er es dadurch nach beiden Seiten hin verdarb, ohne irgend welchen Dank dafür zu ernten. Und was soll man dazu sagen, wenn er gleich darauf sich selbst zu dem Unionsprojecte verleiten ließ, welches doch der Sache nach auf nicht viel andres hinauslief, als das kleindeutsche Kaiserthum?

Es wäre das zum mindesten ein sehr schwankendes Verhalten zu nennen gewesen. Auch erklärt es sich nur daraus, daß er schon von Anfang an die kleindeutsche Idee keineswegs so unbedingt verworfen hatte, als man nach manchen seiner sonstigen Aeußerungen meinen möchte. Durch seinen Briefwechsel mit Bunsen und den von Ranke dazu gegebenen Erläuterungen ist das vollständig constatirt. War seine Phantasie ergriffen von der Herrlichkeit des ehemaligen deutschen Reiches, — und Phantasie bildete das Vehikel aller seiner Gedanken, — so fühlte er sich um deswillen nicht minder als König von Preußen. Die deutsche Herrlichkeit vermischte sich in seiner Vorstellung mit der preußischen, wodurch dem Gothaismus von vornherein ein Zugang zu seinem Denken eröffnet war. Dazu kam der verhängnißvolle Einfluß seiner nächsten Vertrauten, Radowitz und Bunsen. Beide allerdings begabte Männer, nur leider sehr wenig geeignet den König zu klaren politischen Zielen hinzuleiten, um so mehr aber wie dazu geschaffen seinen phantastischen Entwürfen immer neue Nahrung zu geben. Ihr Denken war eben selbst nicht staatsmännisch, sondern Radowitz wäre als Politiker wohl kurzweg ein Charlatan zu nennen gewesen. Und Bunsen dürfte doch auch nur als ein politischer Dilettant gelten, wie er auch als praktischer Staatsmann kaum mehr Erfolg gehabt hat als Radowitz. Noch hat er etwa die politische Theorie durch irgend einen neuen Gedanken bereichert. Was mehr ist: es war auch garnicht ihre staatsmännische Qualität gewesen, wodurch diese beiden Männer das Vertrauen Friedrich Wilhelm's IV. gewonnen hatten, sondern dadurch war es geschehen, daß sie seinen gelehrten, ästhetischen und kirchlichen

Neigungen entgegen kamen, und woran sie ihn dann festhielten. Nun war Bunsen, als ein Halbliberaler, schon von vornherein für den Gothaismus gestimmt gewesen, Radowitz aber von seinem conservativen Ausgangspunkte aus zuletzt gar zu einem so enragirten Gothaer geworden, daß er um seiner geliebten Union willen ohne Scrupel die ganze Welt in Brand gesteckt hätte. Und dieser Mann hatte damals den König förmlich fascinirt. Wenn der König gleichwohl vor dem im Herbst 50 drohenden Bruderkriege zurückschreckte, und die Union fallen ließ, so war dies wohl ein Sieg seines bessern Selbst, aber die Gefahr der Lage trug auch das Ihrige dazu bei, denn nach aller Wahrscheinlichkeit wäre der Krieg unglücklich für Preußen ausgefallen. So dachte man damals in militärischen Kreisen.

Andere Motive walteten bei der Ablehnung der Kaiserkrone im Frühjahr 49. Daß sie ihm angeboten wurde, hatte offenbar der Eitelkeit des Königs geschmeichelt, sonst würde er die Sache schon früherhin inhibirt haben. Auch erfolgte die Ablehnung nicht unbedingt. Die Bedingung der Annahme wäre nämlich gewesen, daß die Fürsten ihm die Krone überreicht hätten. Nur aus den Händen des Parlamentes wollte er sie nicht annehmen, weil sie solcherweise ein Ausdruck der Volkssouveränetät gewesen wäre, die er wie die Sünde haßte. „Ein Hundehalsband" nennt er (in einem Briefe an Bunsen) eine solche Krone, das ihn unauflöslich der Revolution von 48 leibeigen machen würde. Der Ausdruck eines Legitimitätsgefühls, welches doch nicht frei von Hochmuth war, und worin sich eben seine übertriebene Vorstellung von fürstlicher und königlicher Würde aussprach, die für ihn kurzweg auf göttlicher Einrichtung beruhte. Durch welche sehr menschlichen Mittel hingegen die Fürsten und Könige zu ihrer Herrlichkeit gelangten, und wie viel Menschlichkeiten insbesondere in Preußen vorgefallen waren, — das verschwand ihm alles in nichts durch die Formel „von Gottes Gnaden". So sah er denn auch in dem Emporkommen des preußischen Staates in Deutschland kurzweg eine göttliche Fügung. Wie sehr aber dies Emporkommen durch den Verfall des deutschen Nationalkörpers bedingt gewesen, und wie sehr daher die Stellung Preußens sich ändern müßte,

wenn umgekehrt von einer Wiederherstellung des deutschen Nationalkörpers die Rede sein sollte, davon hatte er keine Ahnung. Er wollte zugleich ein großes Deutschland und ein großes Preußen, woneben noch obendrein ein großes Oesterreich bestände. Nun, warum nicht auch noch ein großes Bayern, ein Welfenreich und ein Sachsenreich, wobei nur Gott im Himmel wüßte, was da noch für das deutsche Reich übrig bliebe?

Am folgenreichsten trat dieser innere Widerspruch zwischen den deutschen und preußischen Tendenzen des Königs in seinen preußischen Verfassungsprojecten selbst hervor, worüber wir um so mehr zu reden haben, je weniger dieser Widerspruch bis heute erkannt zu sein scheint. Wir meinen die Schöpfung des Vereinigten Landtages, wodurch also der ganze Complex der unter preußischem Scepter stehenden Länder, welche bis dahin nur erst durch das Netz der militärischen und administrativen Einrichtungen ein einheitliches Ganze bildeten, hinfort auch durch die gemeinsame Repräsentation zusammengefaßt werden sollte. Man frage sich: was das zu bedeuten hatte? Offenbar nichts anderes, als daß von nun an erst recht ein preußisches Volk entstehen, und damit die preußische Staatseinheit zum Abschluß kommen sollte. Das aber zugegeben, so lehrt schon ein Blick auf die Landkarte, daß unter solcher Voraussetzung eine Fortbildung der deutschen Bundesverhältnisse materiell unmöglich wurde. Denn wenigstens ganz Norddeutschland war damit von dem preußischen Staatskörper umklammert, es hatte keine andere Zukunft mehr, als preußisch zu werden. Sollte und konnte das Volk in Westphalen und Rheinland ganz ebenso preußisch sein, wie etwa die Brandenburger und Pommern, — ei, warum nicht weit eher noch die Hannoveraner und Hessen, deren selbständige Fortexistenz dann für den preußischen Staatskörper wie der Pfahl im Fleische war?

Sagen wir es unumwunden: die späteren Annexionen waren nichts andres als die Conclusion zu den Prämissen, die schon in dem Vereinigten Landtage vorlagen. Friedrich Wilhelm IV. stand mit sich selbst im Widerspruch, wenn er einerseits eine solche preußische Staatseinheit und andrerseits eine Ent-

wickelung des deutschen Bundes anstrebte. Sollte hingegen eine solche Entwickelung nur überhaupt möglich bleiben, so durften die preußischen Westprovinzen in keiner Weise zu einem einheitlichen Staatskörper mit dem östlichen Theile der Monarchie verbunden, sondern sie mußten ausdrücklich davon abgetrennt und als ein Nebenland behandelt werden, mit eigner Verfassung unter der Regierung eines Vicekönigs. Das wäre die conditio sine qua non gewesen.

In der That hatten Stein und Hardenberg zur Zeit des Wiener Congresses ein Project für die neue Constituirung Deutschlands aufgestellt, welches zu einem solchen Verhältnisse geführt haben würde. Sie beabsichtigten nämlich einen engeren deutschen Bund, in welchen Preußen nur mit seinen links von der Elbe gelegenen Ländern eintreten sollte, indessen der östliche Theil der Monarchie einen besondern politischen Körper gebildet hätte, welcher mit jenem engeren Bunde nur in einer permanenten Allianz stehen sollte. Welche unermeßlichen Folgen würden daraus entsprungen sein! Statt dessen aber ging die Sache ganz anders, indem vielmehr alle preußischen Provinzen zu einem einheitlichen Staat zusammengefaßt, und also auch die Westprovinzen principaliter nicht als deutsche sondern als preußische Länder behandelt wurden. So war der Zustand, wie ihn Friedrich Wilhelm IV. bereits vorfand. Er bildete damals das geltende Recht, das ließ sich nicht bestreiten. Die Frage war nur, ob man den schon im vollen Zuge begriffenen Verschmelzungsproceß aller preußischen Provinzen zu einem einheitlichen Ganzen noch weiter führen, und sogar erst das letzte Siegel darauf drücken, oder ob man vielmehr diesen Proceß inhibiren, und eine Richtung einschlagen sollte, die allerdings zu einem Resultat geführt hätte, welches dem bestehenden Zustande gegenüber als eine fundamentale Neuerung erschienen wäre. Allein was that das, wenn der König doch wirklich deutsche Tendenzen verfolgte, und wenn die Dinge nun einmal so lagen, daß ohne solche Neuerung aus Deutschland nichts werden konnte? Das Jahr 66 hat wohl zu einer noch viel größeren Neuerung geführt, nur freilich in ganz andrer Richtung.

Es bedarf ja keiner Worte, welche Selbstüberwindung für einen preußischen König zu solchem Entschluß, und welche Willensstärke zur Durchführung desselben gehört hätte. Auch begreiflich genug, daß er nicht einmal daran gedacht haben mag, weil ein scharfes, die Verhältnisse analysirendes Denken ihm überhaupt nicht gegeben war. Wenn aber der König selbst nicht daran dachte, — wie hätten gar seine Minister daran gedacht! Denen, und mit ihnen dem ganzen Beamtenthum, wäre vielmehr ein solches Project wohl rundweg als eine Ungeheuerlichkeit erschienen. Hat man doch keinen Anstand genommen, selbst Hechingen und Sigmaringen wie einen integrirenden Theil der preußischen Monarchie zu behandeln! Wer sich aber dazu erheben kann, die deutsche Frage nicht vom preußischen sondern vom deutschen Standpunkt aus zu betrachten, — wofür doch schon die Logik zu sprechen scheint, — und wer dabei an eine föderative Entwicklung denkt, dem muß vielmehr gerade ein solches Verhältniß als die ungeheuerlichste Ungeheuerlichkeit erscheinen, wonach z. B. eine Gemeindeordnung für Hechingen und Sigmaringen unter dem Beirath der Pommern, der West- und Ostpreußen zu Stande kommt, und so umgekehrt, wie doch bis heute geschieht.

In diesem Sinne hat der Verfasser sich schon vor vielen Jahren ausgesprochen, und dasselbe Thema dann mit immer neuen Variationen vorgetragen. Aber nur wenige verlorne Seelen nahmen Notiz davon, so daß im Ganzen doch alles noch bis heute wie gegen die Wand gesprochen zu sein scheint. Statt dessen hat man die sublime Theorie aufgestellt, wonach der Kern von Deutschland in der Mark Brandenburg zu suchen ist, welche ihrerseits die providentielle Bestimmung haben soll, durch fortgesetzte Angliederung — der von Droysen eingeführte deutsche Ausdruck für „Annexion" — die deutsche Einheit herzustellen. Und schon hat sich eine ganze Zunft historischer Prestidigiateurs gebildet, welche nichts Geringeres betreibt, als die ganze deutsche Geschichte in preußische Geschichte zu verwandeln. Kein Gedanke daran, daß vielmehr Preußen aus Deutschland hervorging, — nämlich durch die Markenbildung und durch den deutschen Colonisationsproceß, — sondern wie die Minerva aus dem Haupte

des Zeus ist der preußische Staat aus dem deutschen Einheitsberuf entsprungen, um dann hinterher selbst das neue Deutschland zu gebären. Germania eine Tochter der Borussia — Tacitus, was sagst Du dazu?

Die Schande, welche dadurch über die deutsche Geschichtsschreibung gekommen, daß sie sich zu einem Gewebe der absurdesten Fabeln verwandelte, wäre dabei noch das Geringste. Viel schlimmer aber, daß solche Geschichtsverfälschung die weitreichendsten praktischen Folgen hatte, indem sie den Geistern eine Richtung gab, die dann hinterher auch die Politik bestimmte, die innere wie die äußere. Und sehen wir nun, wie das Preußenthum dadurch in eine Richtung gerieth, welche nicht nur zum Unheil von Deutschland ausschlug, sondern dem wohlverstandenen eigenen Interesse widersprach.

War nemlich der sogenannte deutsche Beruf zur Parole geworden, welcher dann durch fortschreitende Angliederungen erfüllt werden sollte, so mußten freilich die linkselbischen Gebietstheile Preußens dazu als die wichtigsten Stützpunkte und Handhaben gelten. Sie bildeten recht eigentlich den Angliederungsapparat. Darum dann kein Gedanke daran, diese Gebiete als preußische Nebenländer anzusehen, im Gegentheil, sie mußten nur um so mehr ein einheitliches Ganze mit den östlichen Provinzen bilden. Die große Verschiedenheit der gesellschaftlichen Zustände, der Lebensgewohnheiten und geschichtlichen Traditionen, kam dabei für die preußische Bureaukratie ebenso wenig in Betracht, als für die gothaischen Staatsgelehrten. Ließen sich doch überall nach dem einen und selben Schema Provinzen, Regierungsbezirke und Kreise einrichten. Und wenn man nur durch einen Federstrich einen Regierungsrath von Trier nach Gumbinnen versetzen konnte, — „im Interesse des Dienstes" wie man heute in derartigen Fällen zu sagen pflegt, — so war die Staatseinheit im bureaukratischen Sinne schon fertig. Sobald man freilich an tiefer greifende Organisationen ging, war über die thatsächliche Verschiedenheit doch nicht hinweg zu kommen, auch bis heute nicht. Handelt es sich um eine neue Gemeindeordnung, eine Kreisordnung, und selbst eine Provincialverfassung, so muß

man für die Westprovinzen und für die Ostprovinzen eine besondre machen, sonst paßt sie nirgends. Was ist denn aber von einer Staatsverfassung zu halten, wenn sie ihrerseits nicht wieder auf diesem Unterbau ruht, was aber grade durch die Verschiedenheit dieses Unterbaues unmöglich wird. So konnte man nur zu einem ganz hohlen repräsentativen Formalismus gelangen, wie es die nach 48 begründete preußische Constitution von Anfang an war, und bis heute geblieben ist. Daß dies aber geschah, war in der Hauptsache nichts weiter als die ganz natürliche Folge der so unweisen Verschmelzung der westlichen Provinzen mit den östlichen. Denn erst vom Rheine her war der Bourgeoisieliberalismus, nebst obligatem Constitutionalismus, in die östlichen Provinzen so zu sagen eingeschleppt, wo er vordem so wenig Anhalt hatte, daß, wenn die Ostprovinzen für sich geblieben wären, von da aus eine ganz andre Entwicklung erfolgt sein würde. Die Thatsachen reden. Rheinländer waren es, und zwar Kaufleute und Bankiers, welche nach dem Umschwung im Frühjahre 48 an die Spitze der preußischen Regierung traten, und die nun eben nichts Besseres zu thun wußten, als Preußen mit einer Constitution nach belgischem Muster zu beglücken. Das ist dann im Wesentlichen der Zuschnitt der preußischen Verfassung geblieben. Wurzel geschlagen hat freilich diese Verfassung in den östlichen Provinzen noch immer nicht, außer einigermaßen in der Bourgeoisie der großen Städte, und sonst nur in den Kreisen der eigentlichen Doctrinärs. Allein man steckt doch einmal in dieser Livree, und kann nicht wieder heraus. Indem man also Institutionen einführte, welche kein Leben gewinnen können, wurde um deswillen grade das verfehlt, was in den Ostprovinzen sehr wohl möglich gewesen sein und den dortigen Verhältnissen am besten entsprochen haben würde. Wir meinen die Ausbildung einer ständischen Verwaltung, wozu aber der constitutionelle Zuschnitt nicht paßt. Und so ist in das alte Preußenthum, dessen Basis doch immer die Ostprovinzen bleiben, ein Princip innerer Zersetzung gekommen, wodurch es je mehr und mehr der Charakterlosigkeit entgegengeht. Die Zeit dürfte nicht fern mehr sein, wo man die Wirkungen davon verspüren wird.

Nicht besser steht es mit den Folgen für die äußere Politik. Hätten die preußischen Staatsmänner die wahre Genesis des preußischen Staates vor Augen, so könnten sie über den wahren Beruf desselben nicht in Zweifel sein, d. h. daß er sich principaliter als deutsche Nordmark zu bethätigen, und darum in nördlicher und östlicher Richtung zu wirken hätte. Statt dessen mußte freilich die dem preußischen Staate angedichtete Genesis, aus dem deutschen Einheitsberuf heraus, vielmehr auf ein Vordringen in das westliche und südliche Deutschland hinzielen. Damit war dann ganz unvermeidlich der permanente Zwiespalt mit Oesterreich gegeben. Und daraus folgte wieder die Nothwendigkeit der Anlehnung an Rußland, weil Preußen sonst nichts zu unternehmen wagen durfte, wenn ihm nicht der Rücken gedeckt war. Auch hier bedarf es nur eines Blickes auf die Landkarte, und die entscheidende Wichtigkeit dieser Verhältnisse springt in die Augen. Nicht nur, daß Rußland die ganze preußische Ostgrenze bedroht, sondern durch die Position in Polen ist die russische Macht wie ein Keil auf das Centrum des preußischen Staates gerichtet. Fragt man aber weiter, wie es denn dahin gekommen sei, so ist es die unbestreitbarste Thatsache, daß es nichts anderes als die immer wieder neu hervorbrechende Feindschaft zwischen Preußen und Oesterreich war, wodurch Rußland allererst diese so hoch bedrohliche Machtstellung gewinnen konnte.

Sprach schon im vorigen Jahrhundert ein Herder über die für Deutschland von Rußland her drohende Gefahr:

„Ferne im Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehrtest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen,"

wie würde er erst heute sprechen? Und nicht nur, daß der Riese von uns lernte, sondern wir selbst haben ihm zur Ausbreitung seiner Macht thätige Hilfe geleistet. Am meisten aber hat das die preußische Politik gethan, und so auch wieder durch das Unternehmen von 66, wodurch nun eine Stellung geschaffen ist, welche Preußen mehr als je auf die Freundschaft Rußlands hinweist, wie ja auch der Nationalliberalismus selbst zugesteht. Um deswillen muß also Preußen ruhig mit ansehen, wie Rußland sich

in Polen befestigt, und dadurch ihm selbst nur immer gefährlicher wird. Immer weiter schreitet dort die Russificirung fort, immer weiter dringt damit das Popenthum vor. Nicht minder ist das Deutschthum und die evangelische Kirche in den baltischen Provinzen bedroht, zur Schande für die ganze deutsche evangelische Kirche, wie zur Schande für die ganze deutsche Nation, mit deren Schweiß und Blut einst diese Colonie gegründet war.

Was ist es denn also mit dem hohen Ansehen und mit der gewaltigen Macht, welche die deutsche Nation auf einmal errungen haben soll, wenn das Deutschthum in Rußland jetzt nur um so mehr der Vergewaltigung ausgesetzt ist? Nicht zu gedenken, daß in Ungarn und Siebenbürgen dasselbe geschieht, und zwar ebenfalls infolge der großen Gründung von 66. Mögen doch die preußischen Chauvinisten noch immer damit prahlen: das Centrum der ganzen Continentalpolitik läge seitdem an der Spree, — wer etwas tiefer blickt, dem wird es nicht entgehen, wie besagtes Centrum schon ganz im Stillen vielmehr an die Newa rückt. Und leider ganz unvermeidlich, weil Preußen viel mehr der russischen Freundschaft bedarf, als umgekehrt Rußland der preußischen. Denn unter Umständen brauchte Rußland nur zu wollen, und es könnte sofort die preußische Allianz mit der französischen vertauschen. Welche andre Allianz hätte hingegen Preußen in Reserve? Etwa die englische? Aber ganz abgesehen davon, daß in einem großen Continentalkriege unter den heutigen Verhältnissen die englische Seemacht von keiner entscheidenden Bedeutung sein würde, — wäre man denn Englands überhaupt nur gewiß? Es könnte ja vielleicht um seiner orientalischen und asiatischen Interessen willen einen solchen Compromiß mit Rußland schließen, daß es, von dieser Seite gesichert, sich dann um so mehr jeder Einmischung in die continentalen Angelegenheiten, woran es kein Interesse mehr hätte, enthielte, und eventualiter seine Politik sogar mehr zu Rußland neigen würde als zu Preußen. Oder etwa die italienische Allianz? Deren dürfte man noch viel weniger gewiß sein, weil dieses alles inneren Haltes entbehrende neue Reich in jedem großen Conflict — insofern es nicht neutral bleiben könnte — sich wohl oder übel seinen unmittelbaren Nachbaren anschließen

müssen würde, deren Angriffen es sonst ausgesetzt wäre, und wogegen es Preußen dann nicht schützen könnte. Und wie wenig würde überhaupt die italienische Macht bedeuten, sei es zur See oder zu Lande. Als das allein Wirksame bliebe demnach die Allianz mit Oesterreich. Allein Oesterreich sucht ja vielmehr selbst einen Anhalt an Rußland, um nicht dem übermächtigen Einflusse Preußens ausgesetzt zu sein. Und nun siehe da: wie diese beiden deutschen Großmächte, weil sie sich beide nicht trauen können, — denn wie der Abgrund alles Vertrauens liegt 66 zwischen ihnen, — darum sich beide an Rußland anlehnen, welches in Zukunft ihre beiderseitigen Beziehungen vermitteln wird. Ist es nicht also Rußland, welches infolge dessen die Entscheidung in die Hand bekommen muß? Und dieser unermeßliche Gewinn wäre ihm dann ganz von selbst zugefallen, noch hätte es irgend welche Anstrengungen zu machen, um sich in dieser günstigen Lage zu behaupten, welche sich schon durch die bestehenden Verhältnisse selbst erhielte, und in weitrer Entwicklung sich nur immer günstiger für Rußland gestalten dürfte. Inzwischen kann es sich ungestört mit seinen asiatischen Unternehmungen wie mit seinen inneren Reformen beschäftigen, seine Armee reorganisiren und Eisenbahnen bauen, welche dieser Armee erst eine Actionsfähigkeit geben werden, wie sie früher ganz unmöglich war. Wie lange wird es also dauern, und Rußland steht in einer noch gebietenderen Stellung da, als zur Zeit der heiligen Allianz! Jetzt sage man, ob nicht der russische Reichskanzler, wenn er sich auch nicht so glänzender Thaten rühmen kann als sein deutscher College, am Ende sich doch als ein tiefsinnigerer Politiker erwiesen haben wird als dieser, indem er statt eines flüchtigen Glanzes vielmehr reale und dauerhafte Vortheile zu erringen wußte, die noch obendrein nichts kosteten? Das wäre also das Endresultat der großen Erfolge des Hrn. v. Bismarck: daß er für Rußland gearbeitet hätte!

Es ist aber wie ein Verhängniß, daß die preußische Politik, in ihrem angeblichen deutschen Berufe, immer zu demselben Resultate führen mußte. Denn kehren wir nach diesen Zwischenerörterungen noch einmal zu Friedrich Wilhelm IV. zurück, so lieferte dieser König einen nicht minder schlagenden Beleg dazu.

Freilich wohl sehr gegen seine Absicht, denn so groß auch seine persönliche Verehrung für den Kaiser Nicolaus gewesen sein möchte, so ist er nach seinem innersten Denken doch gewiß nicht russenfreundlich gewesen. Kein Zweifel vielmehr, daß er das durch die vorangegangene preußische Politik geschaffene Verhältniß zu Rußland oft schwer empfand. Aber was half das? Durch sein eignes verkehrtes Thun war auch er an die Schwelle eines Krieges mit Oesterreich geführt, und hatte es dadurch dahin gebracht, daß Rußland sich zum Schiedsrichter aufwerfen konnte, und infolge dessen auf einmal einen größeren Einfluß in Deutschland gewann als je zuvor. Ein Einfluß, der sich dann während der ganzen Zeit des manteuffelschen Ministeriums fort erhielt, für dessen Politik die wichtigste Grundlage immer die russische Freundschaft blieb. Abermals die unbestreitbarste Analogie mit dem heutigen Zustande.

IV.

Haben wir bisher gesehen, wie die bismarcksche Aera aus der preußischen Entwicklung hervorging, so müssen wir doch andrerseits nicht minder erwägen, wie sehr sie auch durch die allgemeinen deutschen Verhältnisse vorbereitet war. Wir meinen um deswillen nicht etwa, daß das im Jahre 1866 Geschehene infolge dessen geschehen mußte, sondern spräche man dabei von einem Müssen, so könnte das nur in demselben Sinne sein, wie das Evangelium sagt:

„Es muß ja Aergerniß kommen, wehe aber dem, durch den es kommt."

Und nun ist eben die Sache die, daß das Aergerniß keineswegs bloß von Preußen ausging, sondern alle anderen deutschen Staaten ihren reichlichen Antheil daran hatten. Wie denn auch das Wehe über alle gekommen ist und ferner kommen wird.

So vorweg Oesterreich — wie stand es doch mit seiner deutschen Politik? Darüber haben wir wenig zu sagen, denn darüber haben die gothaer Historiker das vollständigste Sündenregister aufgestellt, und die ganze liberale Presse hat seit lange dafür gesorgt, auch das große Publikum damit bekannt zu machen.

Zwar fast immer in parteiischer gehässiger Weise, aber des rein Thatsächlichen bleibt doch übergenug. Als Hauptthatsache, daß Oesterreich schon seit Jahrhunderten sich selbst immermehr von Deutschland absonderte, mit dem unumwundenen Anspruch, eine für sich selbst bestehende Macht zu bilden, die aber zugleich an der Spitze von Deutschland stehen wollte, damit ihr Deutschland um so sicherer als Hilfsmacht dienen möchte. Und dieses System wurde gerade nach 1815 durch den Fürsten Metternich zur Vollendung gebracht, der in demselben Maße, als er von der Eitelkeit besessen war, den Director der europäischen Politik spielen zu wollen, immer mehr Sinn und Verständniß für die deutschen Verhältnisse verlor, die ihm nur noch insofern beachtenswerth erschienen, als sie in seine europäischen Combinationen eingriffen. So ging es fort, bis die Katastrophe von 48 kam, die ihm ad oculos demonstrirte, wohin sein erträumtes europäisches Directorium die österreichische Monarchie selbst geführt hatte.

Gleichwohl war das immer noch weniger verkehrt gewesen, als was nun gleich darauf geschah. Hatte Fürst Metternich das österreichische Bundespräsidium, so zu sagen, als ein rein passives Verhältniß aufgefaßt, indem er eben nur den status quo in Deutschland erhalten wissen wollte, so paßte das ja einigermaßen zu der wesentlich europäischen Stellung, die er der österreichischen Monarchie zuschrieb. Fürst Schwarzenberg hingegen gedachte dem Bundespräsidium eine active Bedeutung zu geben, er wollte es kurzweg zur deutschen Oberregierung machen. Und das sogar in demselben Momente, wo andererseits alle österreichischen Länder zu einem einheitlichen Staate zusammengeknetet werden sollten, wodurch vielmehr die Möglichkeit verschwand, daß Oesterreich dann überhaupt noch ein lebendiges Glied des deutschen Körpers bleiben konnte. Wäre dieser Einheitsstaat wirklich zu Stande gekommen, und hätte trotzdem das österreichische Bundespräsidium fortbestanden, — welche Perspective lag darin für Deutschland, als daß es in Zukunft ein österreichisches Vasallenland wurde? Und so hoch hatte die Phantasie der wiener Staatskanzlei sich wirklich erhoben! Die Austria wollte eben die Germania bemuttern, ähnlich wie sie hingegen die Gothaer durch die

Borussia bemuttern lassen, nur daß in dem schwarzenbergischen Projecte die Sinnlosigkeit doch noch viel handgreiflicher, die Impertinenz noch ungenirter hervortrat. Und aus diesem Irrsal war man auch nach Schwarzenberg's Tode nicht wieder herausgekommen, der Hintergedanke bestand fort.

Was konnte unter solchen Umständen der Fürstentag bedeuten? Er paßte dazu wie die Faust auf's Auge. Auch zeigten bald darauf die Thatsachen selbst, wie wenig man sich das Project in Wien überlegt haben mußte, und wie wenig man gesonnen war, wirklich im Sinne der Stellung zu handeln, die man so eben in Frankfurt beansprucht, und innehalten zu wollen vor ganz Deutschland proclamirt hatte. Denn kaum daß der im Römersaale aufgetischte „boeuf historique" (weil doch zur Vollendung dieser deutschthümlichen Comödie natürlich ein französischer Speisezettel gehörte) verdaut sein mochte, als sich wie zum Nachspiel des Festes die schleswig-holsteinische Frage präsentirte, und sofort nahm die österreichische Politik ganz andere Allüren an. Die in Frankfurt erklungenen deutschen Phrasen — waren halter Phrasen gewesen, kein Backhänel werth. Anstatt also für den Bund einzutreten (wozu ja die österreichische Präsidialmacht ohnehin verpflichtet war, und was sie dem Reformprojecte gemäß in Zukunft erst recht thun zu wollen sich vorgenommen hatte) war diese Präsidialmacht vielmehr mit allen Kräften beflissen, den Bund lahm zu legen, indem die Lösung der Aufgabe aus einer Bundessache zu einer Sache der beiden deutschen Großmächte gemacht wurde. Wohin das führte, und was dabei insbesondere für Oesterreich heraus kam, ist allbekannt. Vergebens, daß dann im letzten Momente die Sache dennoch an den Bund gebracht wurde, der gerade gut genug sein sollte, um der österreichischen Politik wieder aus der Sackgasse herauszuhelfen, in die sie sich so kurzsichtig als pflichtwidrig verrannt hatte, wozu aber der Bund nun freilich keine Kraft mehr besaß. So fällt die Schuld der Auflösung des Bundes zum guten Theil auf Oesterreich selbst, welches in seiner Niederlage eine wohlverdiente Züchtigung zu erkennen hätte.

Wollte Gott, es wäre dadurch endlich zur Erkenntniß ge-

kommen, d. h. zu der Erkenntniß, daß es, als eine aus der deutschen Geschichte hervorgegangene Bildung, auch nur im organischen Zusammenhange mit Deutschland bestehen kann, dem Zweige vergleichbar, der, abgehauen vom Baume, unvermeidlich vertrocknen muß. Aber weit entfernt von solcher Erkenntniß, scheint Oesterreich vielmehr in seinem vermeintlichen Auffichselbstberuhen, das ja durch seine Ausstoßung aus Deutschland gewissermaßen bestätigt wurde, sich ganz behaglich zu fühlen. Zum wenigsten thut es so, über seine innere Gebrechlichkeit sich selbst hinwegtäuschend durch das Schauspiel einer Weltausstellung nebst obligatem „großen Krach", damit das Schauspiel doch zur Oper würde. So lange aber Oesterreich die tiefe Bedeutung seiner Ausstoßung aus Deutschland noch so wenig empfindet, daß es auf solche Allotria verfällt, darf es sich auch nicht darüber beklagen, und mag dann sehen, was aus ihm wird. Es hat es nicht besser gewollt.

Desgleichen haben es auch die deutschen Mittel- und Kleinstaaten nicht besser gewollt, als daß sie zuletzt unter die preußische Fuchtel kamen. Oder ihr Wollen bestand in bloßen Velleitäten, und der Schwäche ihres Willens entsprach die Beschränktheit ihrer Einsicht. Sonst hätten sie längst erkannt haben müssen, daß, wie sie offenbar ohne den Bund nicht bestehen konnten, so andererseits wieder der Bund selbst nicht auf die Dauer fortbestehen konnte, wenn er nur die passive Bedeutung haben sollte, jedem Bundesgliede seine Selbständigkeit zu garantiren. Denn zu einer wirklichen Garantie gehört eben eine lebendige Kraft, und nicht bloß ein papierner Vertrag, mit einer steifleinenen Diplomatenversammlung daneben. Schon um ihrer selbstwillen hätten sie sich also getrieben fühlen müssen, um jeden Preis dem Bunde eine Activität zu verschaffen, als dem Centrum, wohin sich ihre eigne Entwickelung zu richten und von wo aus sie ihre Impulse zu empfangen hätte. Daß gerade die beiden deutschen Großmächte dazu am allerwenigsten geneigt waren, begreift sich. Auf die Beförderung eines solchen Projectes von da aus durfte leider nicht gerechnet werden. Dennoch wird Niemand bestreiten, daß trotzdem die Mittel- und Kleinstaaten,

sobald sie nur zusammenhielten, gar manches hätten durchsetzen können, wodurch der Bund allmählig Leben gewann. Es verlautet aber wenig davon, daß sie nach dieser Richtung hin ernstliche Anstrengungen gemacht hätten. Freilich hätte ja auch ein Opfer von ihrer particularistischen Herrlichkeit dazu gehört, die ging ihnen aber über alles. Je geringer dabei ihre Kraft zur Aufrechthaltung einer selbständigen Stellung, um so mehr waren sie beflissen, sich mit dem ganzen äußeren Apparat eines selbständigen Staates zu versehen, und die äußeren Allüren einer europäischen puissance anzunehmen. Was konnte endlich daraus entstehen?

Nicht etwa, daß Preußen weniger particularistisch gewesen wäre. Im Gegentheil, das Preußenthum war selbst der potenzirte Particularismus, aber dafür war es auch der Particularismus eines großen Staates. Dem konnte man nicht das Bayernthum, oder das Sachsenthum und das Welfenthum entgegensetzen, sondern das Deutschthum hätte man entgegensetzen müssen. Statt dessen — Particularismus gegen Particularismus gehalten, — so war der mittelstaatliche und kleinstaatliche Particularismus dem preußischen gegenüber unrettbar verloren. Schon wegen der unvermeidlich viel geringeren Capacität der betreffenden Regierungen. Welche kleinliche Denkweise mußte sich aus der dortigen Enge der Verhältnisse entwickeln, welche Schwäche der Charaktere, wo man sich zwar fortwährend die Miene gab, auf eignen Füßen zu stehen, und doch von dem unabweisbaren Gefühle gedrückt war, im Falle der Noth nicht Stand halten zu können! Und was war also zu erwarten, wenn es doch einmal darauf ankam wirklich Stand zu halten? Die Thatsachen reden.

In der schleswig-holsteinischen Frage war ja den Mittelstaaten wie auf dem Präsentirteller die Gelegenheit geboten, ihre aus dem Bunde fließende Berechtigung in solcher Weise geltend zu machen, daß selbst die beiden deutschen Großmächte in diesem Falle sich ihnen hätten anschließen müssen. Es galt da nur das „sapere aude!“, und eben die Behandlung dieser Frage wäre der thatsächliche Anfang zu einer activen Bundespolitik geworden, wodurch dann der deutsche Bund gerettet war, und mit

ihm die Fortexistenz aller Bundesglieder. Aber es galt auch das „periculum in mora!“, denn es war die letzte Möglichkeit zu einer besseren Wendung. Und was zeigte sich gleichwohl? Ueberall Schwäche und Rathlosigkeit. Gerade wo man das nächste und dringendste Interesse an einer schnellen und energischen Bundesaction gehabt hätte, da handelte man wie mit verbundenen Augen. Wäre denn etwas Sinnloseres denkbar gewesen, als die Politik des Grafen Platen in Hannover? Oder stand es etwa viel besser mit der bayerschen Politik, die sich in dem Gedanken gefiel, daß unter den Mittelstaaten Bayern gewissermaßen wieder die Großmacht spielen sollte, und in ihrer Blindheit nicht bemerkte, wie gerade solcher Anspruch das Verhältniß zu den übrigen Mittelstaaten, die von einer Unterordnung unter Bayern nichts wissen wollten, von vornherein verdarb, und so der Einfluß verloren ging, den Bayern allerdings gewinnen konnte, wenn es sich den übrigen Mittelstaaten gleich stellte, und gemeinsame Sache mit ihnen machte. Die Leitung wäre ihm dann ganz von selbst zugefallen, — vorausgesetzt daß es zu leiten verstanden hätte, und für die gemeinsamen Entschlüsse thatkräftig aufgetreten wäre. Davon aber war in der schleswig-holsteinischen Sache am allerwenigsten zu bemerken. Genug, anstatt für Schleswig-Holstein wie für ihre eigne Existenz aufzutreten, konnten die Mittelstaaten sich nicht einmal zu einer gemeinsamen diplomatischen Action ermannen. Was mußte erst geschehen, als es hinterher gar zum Kriege kam? Waren sie bisher an kein Zusammenwirken gewöhnt gewesen, so ließ es sich da am allerwenigsten improvisiren, wo Tage und Stunden entschieden. So ging es, wie es nicht anders gehen konnte.

Wurde nun der Krieg das Grab ihrer particularistischen Herrlichkeit, so diente er auch zugleich zur Offenbarung der inneren Unhaltbarkeit derselben, wie überhaupt der Unzulänglichkeit der ehemaligen Bundesverfassung. Ohne dies hätte es kein 66 gegeben. Denn das muß man dem Hrn. v. Bismarck lassen: er hat die Schwäche der seinem Unternehmen entgegenstehenden Elemente richtiger beurtheilt als irgend Einer. Nur weil er das Ganze so morsch fand, darum schlug er es in Stücke. War es

aber wirklich so morsch, — wer könnte im Ernst eine Wiederherstellung des ehemaligen Zustandes wünschen?

Zwar geben wir unbedenklich zu, daß man vor 66 sich im Ganzen viel behaglicher fühlte als heute. Ob aber dabei die Nation auch wirklich dem Ziele entgegenstrebte, dem nachzustreben sie sich jedenfalls berufen fühlen sollte, wäre schon eine andere Frage. Ein guter Theil jenes Behagens war doch wohl ein Sichverhausen in schlaffe Spießbürgerlichkeit, woraus wir nun etwas unsanft aufgerüttelt sind. Und selbst davon abgesehen, — was war es denn mit einer Glückseligkeit, die doch jeden Augenblick aufhören konnte, weil eben ein Zustand vorlag, der jeden Augenblick ein 66 möglich machte, oder statt dessen vielleicht etwas anderes, was auch um nichts besser gewesen wäre? Ein Zustand ferner, der eine solche Katastrophe nicht nur möglich machte, sondern sogar den ununterbrochenen Anreiz dazu bot? Einen Anreiz, der zugleich durch die Forderungen der Nation verstärkt wurde, als welche trotz besagter Behaglichkeit sich eben nicht befriedigt fühlte, sondern dringend eine tiefgreifende Veränderung forderte, und was dann wieder für Preußen als wirksamste Waffe diente, indem es den Nationalbedürfnissen Befriedigung zu verschaffen versprach. Was hilfe da wohl eine Rückkehr zu dem vorhergegangenen Zustande?

Noch einmal: so ist es nicht, daß die Revolution von 66 nur durch das Belieben und durch die Thatkraft des Hrn. v. Bismarck herbeigeführt wäre, noch auch bloß durch den Gang der preußischen Politik, sondern dem zur Seite lagen Veranlassungen, welche aus den Verhältnissen selbst entsprangen; und zwar keineswegs bloß aus den preußischen Verhältnissen, sondern nicht minder aus den deutschen Gesammtverhältnissen. Das erst war die wirkliche Genesis des heutigen Systems, wie wir nunmehr gezeigt zu haben glauben.

Dieses aber anerkannt, drängt sich damit zugleich die Frage auf: welche Perspective sich hiernach für die Zukunft dieses Systems eröffnet? Und auch darüber wollen wir mit unserer Ansicht nicht zurückhalten.

V.

Beruhte das Unternehmen von 66 auf einem Zusammentreffen vieler Umstände, die es nicht nur ermöglichten, sondern in gewissem Sinne selbst dazu antrieben, so wird das daraus entsprungene System sich auch nur solange behaupten können, als jene Umstände sich nicht erheblich verändern, und damit auch neue Antriebe hervortreten. Nun ist es aber wie ein Verhängniß, daß dieses System selbst einen solchen Umschwung befördern muß, und darum in seiner Fortentwickelung vielmehr seiner Auflösung entgegeneilt.

So scheint es uns zuvörderst gar sehr denkbar, daß die seit 66 zur Herrschaft gekommene Centralisation doch hinterher nur dazu gedient haben möchte, die frühere Lethargie wie die frühere Sprödigkeit des Particularismus zu brechen, und dadurch selbst ein Haupthinderniß zu beseitigen, welches vordem keine lebendige Föderation aufkommen ließ. Das aber zugegeben, befänden wir uns ja nur in einem Uebergangsstadium, nach dessen Ablauf etwas ganz anderes folgen dürfte. Denn daß der Particularismus in seinen Wurzeln noch fortlebt, das bezeugen selbst die Klagen des Nationalliberalismus. Und es gilt dieß für die annectirten Länder nicht minder, als für die noch erhaltenen Staaten. Auch hat man in Deutschland schon wiederholt erlebt, wie scheinbar Untergegangenes hinterher wieder auferstand, sich wie der Phönix aus der Asche erhebend. Warum könnte dereinst nicht Aehnliches geschehen?

Zum zweiten ist die reale Basis des heutigen Systems ohne Frage der preußische Staat. Wie nun, wenn sich in diesem Staate selbst ein innerer Zersetzungsprozeß entwickelt? Er kann die neu aufgenommenen Elemente um so weniger verdauen, als er ohnehin schon Elemente enthielt, die noch keineswegs vollständig assimilirt waren. Seine innere Cohäsionskraft hat sich durch den materiellen Anwachs entschieden vermindert. Noch mehr wirkt dahin die Verquickung des preußischen Staatswesens mit dem neuen Reiche, die den ganzen preußischen Regierungsorganismus alterirt, seine Stützen in's Schwanken gebracht, seine eigne Unterlage untergraben hat. Am allerwichtigsten aber ist

die daraus entspringende geistige Wirkung. Das Preußenthum wird an sich selbst irre, wenn es, anstatt in seinem eignen Wesen aufzutreten, jetzt vielmehr das Deutschthum repräsentiren soll. Um dies in vollem Ernst thun zu können, müßte es ja seine ihm bisher so theure Selbständigkeit erst mit eigner Hand wieder zerstören, oder geschähe das nicht, so liefe die Sache auf eine fortwährende Schauspielerei hinaus. Schon weiß das Preußenthum nicht recht mehr, was es eigentlich selbst ist. Noch weiß es: ob es in seinem Könige den deutschen Kaiser, oder vielmehr in dem deutschen Kaiser seinen König zu erblicken habe. Was soll es gar darüber denken, wenn das Kaiserthum wie das Königthum thatsächlich zu einem bloßen Symbol wird, indem die entscheidende Macht vielmehr auf das neu creirte Kanzlerat übergeht? Da muß der altpreußische Royalismus, der doch den wesentlichsten Nerv des Preußenthumes bildete, erst recht an sich irre werden. So liegen aber die Dinge wirklich. Denn waren früherhin aller Augen auf den König gerichtet, wie es auch nach der Bildungsgeschichte des preußischen Staates nicht anders sein konnte, so hat dies eben aufgehört. Nicht „was wird der König thun?" wie man doch noch unter Friedrich Wilhelm IV. fragte, sondern „was wird Bismarck thun?" ist heute die tägliche Frage. Man kann es in jedem Zeitungsblatte lesen. Auch die parlamentarische Sprache hat sich schon danach gebildet, indem die Anträge des Reichstages sich nicht sowohl an den Kaiser, noch an die kaiserliche Regierung, als vielmehr an den Kanzler und an das Kanzleramt richten.

Da wäre nun die constitutionelle Doctrin von dem „aus der Debatte bleiben" des Monarchen zur buchstäblichsten Wahrheit geworden. Wenn aber nach derselben Doctrin der Monarch zwar regiert doch nicht gouvernirt, so scheint hier das Regieren wieder zu einem bloßen Repräsentiren werden zu sollen. Wohin muß das führen in einem Staate von so eminent monarchischem Character wie Preußen? Und in einem Staate von so wesentlich künstlicher Bildung, wo daher eine innere Krisis ganz andere Folgen hat, als etwa in einem Lande wie Frankreich. Wenn dort der materielle Bestand des Staatswesens selbst

durch die radicalste Veränderung der Regierungsform nur wenig berührt wird, so steht es mit Preußen viel anders. Künstlich zusammengefügt und rasch emporgekommen, kann dieser Staat auch plötzlich zusammenbrechen, wie ja zu Anfang dieses Jahrhunderts wirklich geschah. Und sollte eine innere Krisis in dieser Hinsicht nicht sogar noch gefährlicher werden können, als eine von außen hereinbrechende Gewalt?

Drittens dann der allmählich schon beginnende Umschwung in der Stimmung der deutschen Nation. In ihren Erwartungen getäuscht, sieht sie die öffentlichen Lasten tagtäglich wachsen und trotzdem sich von permanenter Kriegsgefahr bedroht, ja selbst von einer europäischen Coalition. Von innerem Frieden auch keine Rede, sondern allgemeine Aufregung und unter der Hülle äußerer Einheit zunehmende Zerklüftung in Parteien. Die Reichsfeinde erstarken und mehren sich, und die Reichsfreunde haben ihnen fast nur noch materielle Machtmittel entgegen zu setzen. Hervorragende geistige Kräfte hat der gesammte Nationalliberalismus nicht aufzuweisen, seine hohlen Phrasen aber machen schon keinen Eindruck mehr. Am Ende bedeutet die ganze große, und dermalen noch herrschende, nationalliberale Gesellschaft an und für sich so viel als nichts, sie ist alles erst mit und durch ihren großen Kanzler. Was wird also geschehen, wenn diesem selbst die Dinge allmählich über den Kopf wachsen sollten, indem durch seine eignen Unternehmungen eine Entwickelung angeregt wäre, die auf ganz andere Ziele hinausliefe, als er sich selbst gesteckt?

Im Namen der deutschen Nationalinteressen hat er Oesterreich aus Deutschland herausgeworfen, damit die deutsche Nation nicht länger dazu verdammt wäre, österreichischen Interessen zu dienen und um deswillen ihr eignes Leben der Stagnation anheimfallen zu lassen. So lautete bekanntlich die Parole der Gothaer. Gut denn, von der österreichischen Herrschaft wären wir jetzt glücklich befreit, aber wir haben dabei auch die deutsch-österreichischen Länder eingebüßt, auf welche wir auf die Dauer nie verzichten können, so gewiß als ein Deutschland, welches am Erzgebirge und Böhmerwalde endigt, nur einen Torso von dem alten wirklichen Deutschland darstellt. Der Torso verlangt nach seiner

Ergänzung, die abgerissenen Länder müssen später um jeden Preis wiedergewonnen werden. Würden sie aber wiedergewonnen, — wie könnte die heutige Reichsverfassung sich dabei behaupten, deren nivellirende und centralisirende Tendenzen eine solche Gleichartigkeit der Elemente voraussetzen, als selbst in dem heutigen Kleindeutschland bei weitem nicht besteht, daher denn auch schon heute die Reaction gegen solchen Unitarismus beginnt. Was müßte erst erfolgen nach dem Hinzutritt so widerhaariger Elemente, wie sie dann die österreichischen Länder bilden würden? Man denke nur an Böhmen, wie andererseits an Wien, welches dann eine deutsche Provincialstadt werden müßte, und endlich an Tirol. Es gibt ja ein Theaterstück „Die Wiener in Berlin," welches sogar als eine ganz hübsche Posse gelten kann, aber „Die Tiroler in Berlin" — das gäbe nicht einmal ein Bühnenspiel, denn es wären da Elemente zusammengebracht, die gar keine inneren Berührungspunkte hätten. Genug, das heutige System ist mit der radicalen Unmöglichkeit behaftet, jemals das ganze alte Deutschland zu umfassen. Es müßte sofort in sich selbst zusammen brechen, wenn doch vielleicht das alte Deutschland wiedererstehen sollte. Das wäre das vierte.

Und nun das fünfte. Wir wollen dem Hrn. v. Bismarck das Verdienst nicht absprechen, die Prätensionen des Oesterreicherthums wohl für immer darniedergeschlagen zu haben. Denn wenn vielleicht auch in Wien trotzdem der Hintergedanke fortbestände, dereinst doch wieder an die Spitze von Deutschland zu kommen, in Deutschland selbst würde die sogenannte großdeutsche (d. h. großösterreichische) Idee keine Partei mehr finden. Ist denn aber die deutsche Nation nun wirklich sich selbst wiedergegeben? Es scheint, daß sie nur deshalb der Verösterreicherung entzogen wurde, um dafür der Verpreußung zu verfallen, deren innere Bedeutung ihr durch die Süßigkeiten des centralisirten Militärstaates, der thatsächlich sich nur noch wenig von der Militärdictatur unterscheidet, bald genug klar werden dürfte. Und einmal zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht, — wird nicht die deutsche Nation alsbald auch fühlen, wie sonderbar es doch sei: daß sie sich von denjenigen Landschaften aus

beherrschen lassen soll, die vielmehr erst durch deutsches Blut und deutschen Schweiß für Deutschland gewonnen wurden, und wo das primitive Deutschthum gar nicht zu Hause ist? Will sagen: von Berlin aus und überhaupt von dem ganzen östlichen Gebiete des preußischen Staates, wo eben die Basis desselben liegt. Wird die Nation sich nicht endlich erinnern, daß es längst schon ein weltberühmtes deutsches Reich gab, ehe von Berlin und von einem preußischen Staate nur überhaupt die Rede war, und daß vielmehr der Verfall der deutschen Nationalentwickelung gerade von da an begann, als sich ihr Schwerpunkt aus dem alten primitiven Deutschland in die östlichen Marken und Colonialgebiete verschob?

Darin liegt der Kern der ganzen deutschen Frage. Soll eine wahre Wiederherstellung des deutschen Nationallebens erfolgen, — von Berlin kann sie eben so wenig ausgehen als von Wien, sondern nur von dem alten primitiven Deutschland ist sie zu erwarten. Da muß erst wieder das Selbstgefühl erwachen, zu etwas Besserem bestimmt zu sein, als nur ein Anhängsel an Oesterreich oder Preußen zu bilden, die alles was sie geworden, doch selbst nur durch deutsche Kraft geworden sind. Auch ist wohl dafür gesorgt, daß solches Gefühl zuletzt noch erwachen wird. Erwacht es aber, so wird damit zugleich die Forderung einer ganz andern Organisation entstehen, als in dem heutigen Reiche vorliegt. Ist das Oesterreicherthum auf seine Grenze zurückgeführt, so wird dann auch dem Preußenthum sein Standpunkt klar gemacht werden: daß es — weit entfernt sich dem Deutschthum als Norm aufdrängen zu dürfen — vielmehr sich dem Deutschthum, als dem Höheren, anzuschließen habe. Im Osten werden dann Oesterreich und Preußen als die großen deutschen Marken bestehen, wodurch die deutsche Entwickelung sich in die slawische Welt verläuft, das alte westliche Deutschland aber wird sich auf der Grundlage seiner ursprünglichen Stämme organisiren. Selbstverständlich, daß daraus nur ein föderativer Körper hervorgehen kann.

Es steht bei Gott, wie lange Zeit bis dahin noch verfließen mag. Hoffen wir, daß es nicht gar lange mehr dauern wird. Unser Zeitalter lebt überhaupt schnell, weil es das

Zeitalter des Dampfes und noch mehr der Revolution ist. Das ganze alte Europa ist eben seit 1789 in einer Umwandlung begriffen, die man zwar momentan aufhalten aber nicht überhaupt verhindern kann. Daß Hr. v. Bismarck dies erkannte, und sich darum von dem impotenten Conservatismus lossagte, der in den Kreisen Friedrich Wilhelm's IV. zusammengebraut war, das ist es keineswegs, was wir ihm zum Vorwurf machen, sondern daß er das Ziel dieser Umwandlung verkannte, und so durch seine Schöpfungen dem wahren Fortschritt selbst neue Hindernisse bereitete. Anstatt in dem Emporkommen der preußischen Centralisation nur eine aus dem Verfall des deutschen Nationallebens hervorgegangene Erscheinung zu erblicken, hat er sie vielmehr als maßgebend für die deutsche Entwickelung angesehen, und den dadurch begründeten Zustand durch das neue Reich womöglich verewigen wollen. Nicht gewohnt die tieferen geschichtlichen Grundlagen der Dinge zu erforschen, dachte er auch nicht an ihre weiteren Folgen. Er sah nur auf das unmittelbar Vorliegende, nach den Worten Mephisto's handelnd: „wer den Augenblick ergreift, der ist der rechte Mann". Das ist er denn auch geworden, nur eben der rechte Mann des Augenblicks. Es dürfte sich ereignen, daß er den Zusammenbruch seiner Schöpfungen selbst noch erlebte.

Wer schon ein Menschenalter zurückblicken kann, weiß ja aus eigner Erfahrung, wie bedeutend sich nach jedem Decennium die Situation veränderte, und wie zugleich die Geschwindigkeit der Veränderung sich fortwährend steigerte. Seit 66 gar geht es wie mit Siebenmeilenstiefeln, so daß es schon heute offen zu Tage liegt, wie manches seitdem wieder ganz anders wurde, als man sich gedacht hatte. War bei dem Unternehmen von 66 rundweg von den kirchlichen Verhältnissen abstrahirt, wie wenn sie für die Politik gar nicht existirten, so brauchten nur einige Jahre zu verfließen, und wir sehen sie vielmehr im Vordergrund stehen, infolge dessen nach den großen Feldschlachten von 66 und 70 nun ganz andere Kämpfe beginnen, wobei die Künste der Diplomatie so wenig bedeuten werden als die Künste der Strategie. Und wenn nach Meinung des Nationalliberalismus die ganze deutsche

Entwickelung sich in der Nationalitätsidee concentriren sollte, so sind während der großen Nationalunternehmungen, neben den kirchlichen Bewegungen, auch noch die socialen Bewegungen hervorgetreten, welche mit dem Nationalitätsschwindel so wenig gemein haben, daß sie vielmehr auf eine internationale Organisation hinzielen. Wie nun, wenn diese kirchlichen und socialen Bewegungen, die so gegen alles Erwarten durch das Unternehmen von 66 angeregt wurden, selbst wiederum die überraschende Folge hätten, daß daraus auch neue politische Forderungen hervorgingen, und gerade dadurch die föderativen Tendenzen, die man im Jahre 66 todtgeschlagen zu haben vermeinte, vielmehr eine ganz neue Kraft gewönnen?

Es kann kaum anders geschehen. Denn wie der centralisirte Militärstaat der Kirche widerstrebt, so widerstrebt er auch der socialen Reform, und schon um ihrer eignen Zwecke willen müssen die Kirchenmänner wie die Socialisten, nach der politischen Seite hin, die Ideen der Föderation ergreifen. In demselben Maße, als die kirchlichen und socialen Bewegungen sich steigern, wachsen daher die Chancen des Föderalismus. So bedarf es vielleicht nur noch einiger Jahre, und die durch 66 begründete Herrschaft der Centralisation schlägt in ihr Gegentheil um. Was in der bismarckschen Aera verhüllt gelegen, wäre dann vielmehr die Genesis der deutschen Föderation gewesen, womit sie selbst zu Ende ginge. Finis coronabit opus.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22413 9862

Im Verlage des **Literarischen Instituts** von **Dr. M. Huttler** in **Augsburg** erscheint die

Augsburger Postzeitung.

Täglich in einem ganzen Bogen mit Ausnahme der Sonn- und höchsten Festtage und zwei wöchentlichen literarisch-belletristischen Beilagen erscheinende politische Zeitung.

Preis per Quartal 2 fl. 20 kr. rhein. oder 1 1/3 Rthlr.

Man abonnirt bei allen nächstgelegenen Poststellen.

Abonnements-Einladung.

Hessische Blätter.

In Verbindung mit Freunden herausgegeben von

Wilhelm Hopf.

Die „Hessischen Blätter" haben die Aufgabe, die politischen und kirchlichen Angelegenheiten von dem Standpunkte des Rechtes aus zu besprechen und so nicht nur der hessischen, sondern der gesammten deutschen Rechtspartei zu dienen. — Sie erscheinen jeden Sonnabend in der Stärke von mindestens einem Bogen in Melsungen (Kurhessen) und sind durch alle preußischen Postanstalten für 13 1/2 Sgr., durch alle übrigen deutschen Postanstalten für 12 1/2 Sgr. im Vierteljahr zu beziehen. ***Literarische Anzeigen,*** welche mit 2 Sgr. die gespaltene Petit-Zeile berechnet werden, finden durch die „Hessischen Blätter" eine wirksame Verbreitung durch ganz Mittel- und Norddeutschland.

Einladung zum Abonnement

auf die

Deutsche Volkszeitung,

Neue Hannover'sche Landeszeitung.

Redacteur: **Dr. Edgar Bauer.**

Diese Zeitung erscheint täglich früh außer Montags und beträgt der vierteljährliche Abonnementspreis für Preußen 1 Thlr. 20 Sgr. incl. Postaufschlag und Stempelsteuer; für alle übrigen Länder 1 Thlr. 4 Sgr. excl. Postaufschlag; für Hannover und nächste Umgegend 1 Thlr. 7 1/2 Sgr. incl. Bringerlohn.

Inserate finden bei dem großen Leserkreise der Deutschen Volkszeitung die zweckentsprechendste Verbreitung und kostet die Petitzeile 1 1/2 Sgr.

Alle Postanstalten, Landboten ꝛc. müssen Bestellungen annehmen.

Hannover 187[illegible].

Verlag der Deutschen Volkszeitung,
Neue Hannov. Landeszeitung,
Burgstraße 40.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Vorschule zur Physiologie der Staaten	Preis	3	Rℳ	—	₰
Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht .	„	5	„	—	„
Kritik aller Parteien . . .	„	4	„	60	„
Die Wiederherstellung Deutschlands	„	6	„	—	„
Die Naturlehre des Staates	„	5	„	--	„
Das neue Deutschland . . .	„	3	„	—	„
Die Religion des Nationalliberalismus	„	3	„	—	„
Abfertigung der nationalliberalen Presse . . .	„	1	„	—	„
Die nationalliberale Rechtseinheit und das Reichsgericht	„	—	„	50	„
Was soll aus Elsaß-Lothringen werden?	„	—	„	40	„
Bismarckianismus u. Friedricianismus	„	—	„	40	„
Der Bankrott der herrschenden Staatsweisheit	„	1	„	—	„
Der Nationalliberalismus und die Judenherrschaft . .	„	1	„	—	„

Unter der Presse befindet sich von demselben Verfasser:

Die preußische Intelligenz und ihre Gränzen.

Verlagsbuchhandlung des
Literarischen Instituts von Dr. M. Huttler,
München, Hofstatt 6.